

AUS DEM LEBEN DER KIRCHE

Die Kirche in Brasilien

Interview mit Dom Luciano Mendes de Almeida*

Dom Luciano, Sie kommen gerade aus dem Süden, aus São Paulo. Hier im Nordosten, in Recife, haben Sie unsere Reisegruppe mit Mitgliedern aus dem Bund Neudeutschland und dem Akademikerverband Christophorus getroffen, von denen einige gerade aus dem Mato Grosso und dem Amazonasgebiet kommen. Wenn wir uns vor Augen halten, daß Brasilien flächenmäßig über 30mal so groß ist wie die Bundesrepublik Deutschland, dann drängt sich die Frage auf: Wie intensiv ist die Zusammenarbeit der Bischöfe, ist sie überhaupt möglich?

Ihre Frage schneidet ein großes Problem an. Manche unserer Diözesen sind so groß wie das gesamte Gebiet Ihres Landes. Die gewaltigen Entfernungen, die Vielfältigkeit Brasiliens und die damit verbundenen Gegensätze erschweren die Zusammenarbeit der Bischöfe außerordentlich. Früher kannten sich viele der Bischöfe überhaupt nicht. So konnte es während des Zweiten Vatikanischen Konzils passieren, daß einer den anderen z. B. auf Französisch ansprach. Aber seitdem hat sich das geändert. Das Konzil hatte ein Interesse daran, unsere Einheit zu fördern. Heute sind wir für die Welt sogar ein Modell der Einheit unter Bischöfen. Das empfinde ich als eine große Gnade.

Worin besteht diese Einheit, und wie drückt sie sich aus?

Neben der Gnade des Konzils hat Gott uns zwei Begegnungen geschenkt, welche die Bischöfe stark zusammengeführt haben: die zweite Versammlung des lateinamerikanischen Episkopats in Medellín/Kolumbien (1968) und das Treffen in Puebla/Mexiko (1979), bei dem auch der Papst anwesend war. Die Kirche in Brasilien ist dem Geist dieser beiden Versammlungen sehr verpflichtet. Wir richten unsere Arbeit, unser Denken und unsere pastoralen Strategien danach aus. Diese gemeinsame Basis bewirkt ein großes Maß an Verbundenheit.

Die beiden erwähnten Bischofsversammlungen gelten als Versuch, die Anliegen des Zweiten Vatikanischen Konzils in die kirchliche Praxis umzusetzen. Welche Schwerpunkte haben sich daraus für die Arbeit der Bischöfe ergeben?

Sie spielen an auf die vorrangige Option für die Armen. Alle Bischöfe haben sich dafür entschieden. Wir verstehen darunter eine Bevorzugung der Armen.

* Geb. 1930. Zum Priester geweiht 1958. Von 1976–1988 Weihbischof von São Paulo. Seit 1988 Erzbischof von Mariana (Minas Gerais). Präsident der Brasilianischen Bischofskonferenz seit 1987.

Das ist eine politische Option. Die Armen sollen bessere Lebensbedingungen durch eine gerechtere Politik erhalten.

Wir haben verschiedene Leitziele ausgewählt, die die Erkenntnisse von Puebla zusammenfassen. Das wichtigste davon heißt *Evangelisierung*. Papst Paul VI. sprach in seinem Apostolischen Schreiben „*Evangelii nuntiandi*“ (1975) davon, daß die Kirche bemüht sein müsse, „den christlichen Einsatz für die Befreiung stets in den umfassenden Heilsplan einzuordnen“ (Nr. 38). Diese Aussage muß in einem gesehen werden mit dem, was er 1967 in der Enzyklika „*Populorum progressio*“ geschrieben hat: „Wahre Entwicklung muß umfassend sein, sie muß jeden Menschen und den ganzen Menschen im Auge haben.“ (Nr. 14) Evangelisierung bedeutet also, einen Beitrag zu leisten zum Aufbau einer gerechteren und brüderlichen Gesellschaft. Das geschieht durch die Verkündigung des Evangeliums, durch die Lehre der Kirche und durch das Zeugnis der christlichen Gemeinden. Wir müssen Sorge tragen für die integrale, ganzheitliche Befreiung des Menschen, und das durch alle gesellschaftlichen Schichten hindurch.

Von Anfang an sollte vermieden werden, daß eine Kluft zwischen den sozialen Anliegen und der Spiritualität entsteht. Die Armen werden bevorzugt, aber im Lichte des Evangeliums. Wir wollen bewußtmachen, daß das Volk Gottes so gestaltet sein muß, daß es verändernd und erneuernd auf die Gesellschaft einwirkt. Diesbezüglich hat die Kirche Brasiliens eine historische Aufgabe, nämlich Gerechtigkeit und Freiheit zu verkünden, wie es auch der Hl. Vater im April 1986 in einem Hirtenbrief an die Bischöfe ausgedrückt hat. Diese neue Gesellschaft soll frei sein von Übeln des Kapitalismus, wie sie in den Vereinigten Staaten auftauchen, und von Unterdrückung, wie sie in der Sowjetunion praktiziert wird.

Welches sind weitere Prioritäten in der Hirtenaufgabe der Bischöfe?

Wir müssen unser Engagement in den Medien ausweiten und stärker auf die Jugendlichen und auf die Familien achten. Dabei spielen drei Tatsachen eine Rolle, die auch die Lage der Kirche Brasiliens gut veranschaulichen: 1. Es gibt eine große Einheit zwischen Ordens- und Weltklerus. Brasilien ist das Land mit den meisten Ordensleuten und dem größten Ordensnachwuchs. 2. Es besteht außerdem eine gute Gemeinschaft zwischen den männlichen und den weiblichen Ordensangehörigen. Sie stehen sich nicht als zwei Blöcke gegenüber. Inzwischen wird diese Realität auch in Rom als ein großer Wert angesehen. 3. In der Kirche Brasiliens wirken dank der Basisgemeinden viele Laien mit.

Wie schauen solche Basisgemeinden aus?

Die Basisgemeinden stellen Gemeinschaften dar, in denen man geschwisterlich zusammenlebt. Sie erfassen und analysieren die Realität, indem sie von ihrem persönlichen Erleben ausgehen. Die Probleme, die sie am eigenen Leib erfahren, werden in die Gemeinschaft eingebracht, und es werden dann im Licht des Glaubens und des gesunden Menschenverstandes Lösungen gesucht. Dabei erkennen die Menschen nicht selten, daß sie da und dort noch an einer Mentalität

festhalten, die dem Wort Gottes widerspricht. Die Bewußtseinsänderung ist eine wichtige Voraussetzung, um zu einer guten Handlungsweise zu kommen.

Die Basisgemeinden haben sich im Laufe der Jahre entwickelt. Sie sind sehr verschieden: Die einen sind vor allem sozial engagiert; andere treffen sich zu Gebetskreisen; wieder andere denken über gesellschaftliche Änderungen nach. Früher z. B. wurden die Gottesdienste in den Kirchen abgehalten, dann in den Zentren der Basisgemeinden; heute finden sie auf den Straßen und in den Häusern statt. Dadurch sind wir zu einer Kirche geworden, die in den Familien lebt.

Die Hinwendung zum Volk hat der Kirche viel Glaubwürdigkeit verliehen?

Ja. Die Präsenz bei den Armen erklärt sicherlich auch den reichen Ordensnachwuchs der letzten Jahre und die Freude am Dienst für den Nächsten.

Liegt in der Option für die Armen nicht auch die Gefahr einer gewissen Exklusivität? Können sich Reiche nicht ausgeschlossen fühlen?

Diese Gefahr besteht durchaus. In der Begeisterung, den Armen zu dienen, hat die Kirche manchmal die Mittelklasse und die Oberschichten vernachlässigt. Aber wir sind uns immer bewußt gewesen, daß die Liebe der Kirche universal und allumfassend sein muß. Ich verstehe Ihre Frage gut. Wenn Sie sich eine Mutter vorstellen, die viele Kinder hat, und wenn Sie sie fragen, welches Kind ihr am liebsten sei, dann wird sie natürlich antworten: „Alle Kinder sind mir gleich lieb.“ Aber wenn man näher hinschaut, sieht man, daß sie sich mit den Kindern am meisten beschäftigt, die schwach und kränklich sind und ihre Hilfe besonders brauchen. Bei einem Verkehrsunfall müssen die am meisten Verwundeten am dringendsten verarztet werden.

Es ist nicht leicht, jetzt wiedergutzumachen, was wir früher vernachlässigt haben. Drei Gruppen stehen uns distanziert gegenüber: Von den Regierenden werden wir oft als Kommunisten angesehen; die Universitätsstudenten und -professoren meinen, daß die Kirche nicht genügend Kenntnisse auf kulturellem Gebiet habe; und die Unternehmer sehen in uns nur bedrohliche Revolutionäre. Die Wirklichkeit ist anders.

Gerade die armen Leute in den Basisgemeinden scheinen eine große spirituelle Ausstrahlung zu haben. Woher kommt das?

Diese Beobachtung ist richtig. Sie müssen bedenken, daß die armen Leute untereinander sehr viel Solidarität pflegen und das Wort Gottes streng befolgen. Das Wort Gottes ist tief im Herzen des Volkes verwurzelt und nährt es durch die verschiedenen Generationen. Wenn man bei einer Messe in einer Favela (Slum) um eine Bibel bittet, so erhält man meist ein ganz zerschlissenes und abgegriffenes Buch. Man kann sich nur wundern, wie zerlesen es ist. In einer Familie habe ich einmal erlebt, wie ein Kind für die Familienmitglieder kniend das Evangelium las. Das hat mich sehr berührt. Die Worte der Heiligen Schrift geben den Men-

schen Kraft. Sie schaffen eine Atmosphäre, in der das Wirken des Heiligen Geistes spürbar wird.

Was neben der Solidarität das Wort Gottes und das Leben in diesen Basisgemeinden erhält, ist die Freundschaft: Man singt, feiert, lebt zusammen, einer teilt Freude und Leid des anderen. In den reichen Schichten leben die Leute jeder für sich.

Dom Luciano, Sie stammen aus einer sehr reichen Familie, und so standen Ihnen alle Möglichkeiten einer großen Karriere offen. Sie aber wurden Jesuit. Bis vor kurzem waren Sie Weihbischof von São Paulo. Wie verstehen Sie Ihr Hirtenamt?

Ich muß vorausschicken, daß ich aus einem akademischen Ambiente komme. Ich habe in Philosophie promoviert und war lange Jahre an verschiedenen Jesuitenuniversitäten als Dozent tätig, auch in Europa. Als Jesuit habe ich nie daran gedacht, daß ich einmal Bischof werden würde. Ich lebte und arbeitete viel mit den Armen. Als ich dann in São Paulo Weihbischof wurde, war mir klar, daß ich meine Hirtenaufgabe im Licht meiner bisherigen Erfahrungen zu sehen habe. Zwei Millionen Einwohner dieser Stadt wohnen in Slums. An dieser Realität kann ich als Bischof nicht vorbeigehen. Hier, bei den Armen, ist mir die Notwendigkeit der Bildung von Basisgemeinden aufgegangen, in denen das Wort Gottes verkündet wird und die Menschen zusammen leben. Daran halte ich auch als Erzbischof von Mariana fest, wozu ich im Frühsommer 1988 ernannt wurde.

In diesen Gemeinden arbeiten viele Laien mit. Werden sie akzeptiert?

Es gibt noch gewisse Vorurteile gegen die Arbeit der Laien. Wichtig ist das theologische Verständnis, daß es einen Unterschied gibt zwischen Laien und Priestern. Das Volk versteht das auch. Die Aufgabe des Priesters kann eigentlich mit der Aufgabe des Laien nicht verwechselt werden. Ich sehe Schwierigkeiten, verheiratete Männer (*viri probati*) nur speziell für eine Basisgemeinde zu weihen.

Wie sehen Sie die Aufgabe der Katechese?

Bei der Bildung des Volkes Gottes sollte der Katechese Vorrang eingeräumt werden. Wir haben Glaubenschulen für Laien eingerichtet, die wöchentlich stattfinden und an denen die Laien intensiv teilnehmen. Dies ist ein gutes Zeichen. Sie werden immer besser darauf vorbereitet, den Glauben zu verbreiten. Wir müssen Geduld haben mit der Saat, die langsam aufgeht. Die ersten Früchte zeigen sich schon. Wichtig ist, daß die Kirche als Institution erkannt hat, daß sie den Armen den Vorzug geben muß. Sie hat in Brasilien selber eine einfache, bescheidene Lebensweise angenommen.

Wie sieht das Christusbild des einfachen Volkes aus?

Man muß hier ein Dreifaches sehen: zuerst die starke Bindung an den Christus, der zum Vater führt, wie wir ihn im Vaterunser anrufen. Dieser verzeihende Va-

ter, der auf uns wartet und uns versteht, wird vom Volk geliebt. Das Volk verehrt auch den leidenden, den gekreuzigten Christus, der sein Leben für sein Volk hingibt. Das Bild des befreienden Christus ist unter dem Volk weniger verbreitet, als man vielleicht glauben könnte. Man erhofft sich von Christus, daß er Gerechtigkeit bringt. Und schließlich findet man die Vorstellung vom Christus inmitten seines Volkes, Christus als Bruder, der Freundschaft und Brüderlichkeit unter den Menschen schafft, der das Unterpand der Einheit und Liebe darstellt.

Das ist ein sehr konkretes Christusbild. Welche Rolle spielt dabei die Theologie?

Das Volk versteht nicht viel vom Geheimnis der Heiligsten Dreifaltigkeit. Es anerkennt die Wirklichkeit jeder einzelnen Person, aber es kann sich nicht erklären, wieso Gott sowohl Vater wie Sohn und Heiliger Geist ist. Eine „Denzinger-Theologie“¹ ist nicht wichtig für das Volk.

Zwei Elemente tauchen in Verbindung mit dem Glauben an Christus auf: 1. die Gegenwart Marias und 2. die Vermittlung der Heiligen. Das Volk pflegt zu den Heiligen einen unmittelbaren Kontakt und sieht in ihnen Freunde, Vermittler, Helfer. Es verehrt vor allem den heiligen Benedikt, den heiligen Franz von Assisi und den heiligen Antonius. Die Heiligen gelten als Stütze und Hilfe, zu Gott zu gelangen.

Inwieweit ist die Heiligenverehrung von spiritistischen Elementen beeinflusst?

Wenn man von Religion in Brasilien spricht, darf man die Rolle des Spiritismus nicht übergehen. Er ist überall präsent und trägt dazu bei, in den Köpfen der Leute manchen Wirrwarr entstehen zu lassen. Zwar anerkennt der Spiritismus Gott als den höchsten Herrn, aber nicht als einen, der verzeiht oder verzeihen kann. Gott ist den Menschen weit entrückt, unantastbar, unerreichbar. Der Mensch muß sich selber von seinen Sünden reinigen. Solche Auffassungen machen sich dann natürlich auch in der Kirche breit. Deshalb ist es wichtig, daß diejenigen, die Kontakt mit Spiritismen hatten und diese Gottesferne erfahren haben, Christus als Vermittler empfinden, als jemanden, der sie Gott näher bringt.

Die Gestalt Jesu Christi ist im Volk sehr präsent. Aber es fällt auf, daß vor allem der leidende Christus im Mittelpunkt steht. Verführt ein solches Bild nicht zu Passivität, zum Dulden der schlechten Lebensbedingungen?

Das Bild von Christus, wie es das einfache Volk vor Augen hat, kennt keine spitzfindigen theologischen Unterscheidungen. Es ist überzeugt, daß Christus litt; es bewundert den leidenden Christus, es stärkt sich an ihm. Es glaubt auch nicht, daß Gott denjenigen, den er liebt, vor Leiden schont. Das Leid trägt zur Läuterung bei, befreit, und Christus spielt darin eine wichtige Rolle.

¹ Gemeint ist ein theologisches Denken, das sein Selbstverständnis ausschließlich über geschichtlich-dogmatische Formulierungen bezieht.

Tritt dabei der auferstandene Christus nicht zu sehr hinter dem leidenden zurück?

Im Hinblick auf den Spiritismus wird bei uns leicht das Wort „Auferstehung“ (resurreição) mit dem Wort „Wiedergeburt“ (regeneração) verwechselt. Das Wort „Auferstehung“ ist im Volksmund fast nicht geläufig. Das Volk gibt sich damit zufrieden zu wissen: Christus hat gelitten, aber er hat gesiegt und ist glücklich. Wie, das ist nicht so wichtig. Der Bezug zum leidenden Christus ist größer als der zum auferstandenen.

Wie sieht das Volk den Tod?

Das Volk hat einen sehr direkten Bezug zum Tod. Wenn jemand gestorben ist, gibt es dafür drei Bezeichnungen: „Gott hat ihn weggenommen, zu sich genommen.“ – „Es geht ihm jetzt besser als uns.“ – „Er ruht jetzt aus.“ Man erkennt, daß das Volk den Tod mehr als ein Ausruhen sieht denn als Befreiung von materiellem Leiden. Der Tod ist ein Eingehen in den Frieden.

Dom Luciano, Sie haben viel von „Volk“ und „Volk Gottes“ gesprochen. Leonardo Boff schreibt: „Die Theologie lebt von verschiedenen Arten des Hörens: Hören auf das Wort Gottes, auf den Reichtum der Tradition, auf die Botschaft des kirchlichen Amtes, auf die Meinung anderer Theologen, auf den sensus fidelium. Auf alle diese Quellen beruft sie sich, aus ihnen schöpft sie. Heute lernt in einer Kirche, die sich für das Volk, für die Armen und ihre Befreiung entschieden hat, die Theologie vorrangig aus dem Kontakt mit dem Volk.“² – In der Bundesrepublik Deutschland ist dieses Wort „Volk“ in Mißkredit geraten. Im Dritten Reich beinhaltete es nämlich eine Tendenz zum Faschismus.

Natürlich kann dieser Ausdruck auch etwas Negatives mit sich bringen. Aber für uns hier in Brasilien ist sein Gebrauch eindeutig. Als „Volk“ wird die ärmere Bevölkerungsschicht bezeichnet, und das sind 80 Prozent der Bevölkerung überhaupt. Indem Sie Leonardo Boff zitieren, weisen Sie auf etwas Wichtiges hin: Unsere Theologie entwickelt sich nicht abgehoben von der Wirklichkeit, von den realen Zuständen. Die kirchliche Gemeinde ist Subjekt der Theologie. Der Theologe ist dann ihr Sprecher. Das scheint von der Methode her etwas Neues zu sein, ist aber andererseits urbiblisch.

Welche speziellen Möglichkeiten sehen Sie für uns Europäer?

So wie bei uns der Glaube des Volkes sich nach Art eines Sauerteiges auf die bessergestellten Klassen auswirkt, könnten Sie versuchen, bei Ihnen die höheren Klassen für den Glauben zu gewinnen. Dann bekommen die Menschen von selbst ein offenes Herz für die Belange eines armen Volkes. Sie können sich solidarisch erklären mit den Armen. Wenn sich ein Akademiker, aus Brasilien oder ein ausländischer, für die Armen interessiert und sie besucht, zeigt er ihnen, daß sie wichtig für ihn sind und daß sie als Menschen Würde haben. Arme fühlen

² *Theologie hört aufs Volk*. Düsseldorf 1982, 5.

das und sind empfänglich dafür. Denken Sie bitte daran, wie es wäre, wenn Sie in Deutschland zu türkischen Gastarbeitern gingen, einen Besuch machten, auch diese werden es Ihnen danken.

Aber gezielt zu Ihrer Frage: In Deutschland können Sie die Institutionen, die Schulen, die verschiedenen Einrichtungen angehen, um diesen die Notwendigkeit, den Menschen hier zu helfen, bewußt zu machen. Hilfe zur Selbsthilfe tut not. Ideal wäre es natürlich, wenn man die sogenannten Industrieländer dazu bringen könnte, einfachere Lebensweisen anzunehmen und den eigenen Überfluß den anderen Völkern zur Verfügung zu stellen.

Materielle Hilfe schafft immer auch Abhängigkeit. Besteht nicht die große Gefahr, den einzelnen Menschen in seiner Personalität und Würde dabei zu übersehen?

Die erste und unmittelbarste Initiative ist die des Gebens. Wenn jemand Hunger hat, gibt man ihm Brot. Wenn jemand krank ist, besucht man ihn im Krankenhaus und bringt ihm ein Geschenk. Die zweite Initiative sehe ich in der Arbeitsbeschaffung und -vergabe. Wenn z. B. eine arme Frau nichts hat, womit sie sich den Unterhalt sichern kann, stellen wir ihr eine Nähmaschine zur Verfügung, damit sie sich durch ihrer Hände Arbeit am Leben erhalten kann. Eine dritte Initiative ist der politische Einsatz: gegen die Strukturen angehen, öffentlich dagegen sprechen, wenn man sieht, daß die Politik zur Unterdrückung führt. Für mich persönlich war und ist es am wirksamsten, mit dem Volk zusammenzuleben, bescheiden, einfach, in Armut. Das Volk ist dadurch für mich zum Lehrer geworden.

Es ist sehr wichtig, daß hinter allen Aktionen die Grundhaltung steht, den Menschen als ganzen zu fördern. Es hilft im Grunde nicht, ihn nur mit materieller Hilfe zu beliefern. Einmal klopfte ein Armer an meine Tür und sagte: „Sie haben eine Abhängigkeit meinerseits zu Ihnen geschaffen. Und ich wollte nur Ihr Freund, aber nicht abhängig von Ihnen sein.“ Sehen Sie, es ist nicht so wichtig, die anderen zu bilden, materiell zu unterstützen, zu fördern, sondern zuerst geht es darum, Freundschaft zu schaffen. Das ist vom Evangelium her gesehen wirksamer. Hilfe kann Abhängigkeiten schaffen und Ansprüche produzieren. Wenn ausländische Institutionen oder Einzelpersonen z. B. Krankenhäuser oder Schulen stiften, erheben sie damit nicht selten den Anspruch, ihre eigene Mentalität einfließen zu lassen, eine Mentalität, die im Volk nicht vorhanden ist.

Wie steht es um das Verhältnis der ausländischen Priester zum einheimischen Klerus?

Die ausländischen Priester haben den einheimischen Klerus sehr viel gelehrt. Sie haben es verstanden, die Annäherung an das Volk, von der ich vorhin gesprochen habe, zu leben. Das ist den Brasilianern nicht immer gelungen. Ausländische Priester sind an den entlegensten Stellen zu finden, wohin Brasilianer manchmal gar nicht gehen wollen. Das Beispiel der ausländischen Missionare, ihre Solidarität mit den Armen, hat Konsequenzen für die Ausbildung unseres

Klerus. Heute werden die jungen Priesterkandidaten in Armen-Stadtteilen untergebracht. Sie arbeiten während des Studiums in Gefängnissen, Hospitälern, Schulen und anderen sozialen Einrichtungen. Dies hat sich bewährt.

Es gibt jedoch in der Ausbildung noch kein ausgewogenes Verhältnis zwischen Theorie und Praxis. Manche sind sehr dafür, vor allem mit dem Volk zu leben. Und doch sehen wir auch die Notwendigkeit der intellektuellen Ausbildung. Denn es ist wichtig, daß der Priester mit guten theologischen Kenntnissen vor das Volk tritt.

Was hat die neue Form der Seminaristen-Ausbildung bewirkt?

Viele haben begonnen, sich mit den Armen zu identifizieren. Nur zu geben, ohne sich zu identifizieren und somit sich zu geben, das ist einseitig. Manche leben jetzt das Ideal: geben und sich identifizieren.

Hilfreich für die Priesterausbildung ist das von P. Günther Schühly SJ ins Leben gerufene „Studienwerk Pater Anchieta zur Förderung von religiösen Berufen in Brasilien“³. Im Zusammenhang damit können Freundschaften zwischen Verbänden deutscher und brasilianischer Katholiken aufgebaut werden. Sie können dem theologischen Gespräch, speziell der Förderung geistlicher Berufe, dienen, das Bewußtsein schärfen, einander über Kontinente hinweg zu helfen, und Weltkirche erfahrbar machen.

Wie sieht es mit der Priesterweihe von Frauen aus?

Ob es einmal dazu kommt, kann man zur Zeit noch nicht sagen. Die Lichter der deutschen Theologie könnten hier heller scheinen. Sie haben sich darüber schon viele Gedanken gemacht. Wir alle bitten Gott um Erleuchtung, damit er uns den richtigen Weg zeigt.

Dom Luciano, als Jesuit sind Sie seit Jahren mit Exerzitien vertraut. In solchen geistlichen Prozessen fallen Entscheidungen, die für das eigene Leben und das vieler anderer wichtig sind. Der Bischof von Sinop, Dom Henrique Froehlich, der als Jesuit jahrzehntlang bei den Indianern lebte, plant mit seinen Mitarbeitern ein Begegnungszentrum für brasilianische und deutsche Laien. Dort sollen vor allem auch Exerzitienkurse stattfinden⁴. Was halten Sie davon?

Ich wollte, es gäbe noch mehr solche Pläne und Zentren. Denn nur in einer geistlichen Erneuerung und Begegnung können jene Kräfte zum Tragen kommen, die auf eine ganzheitliche Befreiung des Menschen aus sind. Nur im Lichte Gottes und seiner Gnade kommen wir aus unseren ökologischen, zwischenmenschlichen und religiösen Krisen heraus. Die Exerzitien sind ein Instrument, das angewendet gehört.

Paul Imhof, München

³ Informationsmaterial kann angefordert werden über das *Studienwerk Pater Anchieta e. V.*, Rübzahlweg 16, D-7070 Schwäbisch Gmünd. Ein Prospekt liegt diesem Heft bei.

⁴ Nähere Informationen über das Projekt sind erhältlich über Anne Granda, Kaulbachstraße 14, 8000 München 22.